



Joan Didion, **Blaue Stunden**.
Roman. Aus dem Englischen
von Antje Rávic Strubel.
Ullstein, Berlin 2012.
208 Seiten, 18 Euro

Grabschrift für Quintana

Joan Didion denkt über Sterben und Altern nach

Von Beate Tröger

»Es ist leicht, den Anfang der Dinge zu sehen, schwieriger ihr Ende.« Mit dem Anfangssatz des Essays »Das Spiel ist aus«, in dem sich die 1934 geborene Joan Didion 1967 an ihre Zeit als *Vogue*-Redakteurin in New York erinnert, könnte auch ihr jüngstes Buch beginnen. Doch es liegen nicht nur 45 Jahre zwischen dem Essay und *Blaue Stunden*, sondern Welten, nicht nur die Stunden gelebten Lebens, sondern vor allem die existentielle Erfahrung des Verlustes zweier nahestehender Menschen.

Im Dezember 2003 starb Didions Ehemann, der Schriftsteller John Dunne, mit dem sie fast vierzig Jahre verheiratet gewesen war, eines plötzlichen Herztodes. 2005, als die Autorin *Das Jahr magischen Denkens* veröffentlichte, in dem sie seinen Tod beschrieb, starb im August auch ihre einzige Tochter Quintana Roo Dunne im Alter von 39 Jahren.

Diese Erfahrungen haben den Ton deutlich verändert, was auch der subtilen, stilistisch einfühlsamen Übersetzung von Antje Rávic Strubel anzumerken ist. Die Erschütterung in *Blaue Stunden* scheint sich im Sprechen zu manifestieren, der Text wirkt gelegentlich rau und brüchig, die Worte scheinen regelrecht zu stocken.

Die *Blaue Stunden* des Titels, den mit bläulichem Licht einhergehenden Übergang vom Tag zur Nacht, bezeichnet Didion als »Gegenteil sterbenden Glanzes, aber auch als seine Vorboten«. Es ist der Moment des Umbruchs, des Dazwischen, für den sie sich besonders interessiert. Sie spinnt ihren manchmal straffen, manchmal losen Erzählfaden, indem sie Erinnerungsbilder umkreist. Erst im Schreiben dieses Buches scheint Didion ihre eigene Verletzlichkeit und Sterblichkeit, das Vergehen der Zeit und den Prozess des Alterns tatsächlich zu begreifen: »Die Zeit vergeht. Könnte es sein, dass ich das nie geglaubt habe?«

Bestimmte Beobachtungen werden bewusst wiederholt. An die roten Sohlen der Louboutin-Schuhe, die Quintana zur Hochzeit in der Kathedrale St. John the Divine in New York City trägt und die bei ihrem Niederknien vor dem Altar sichtbar werden, die weißen Wachsblumen, die sich die Braut in ihren dicken Zopf geflochten hat, die

Tätowierung einer Frangipani auf ihrer Schulter, die unter dem Schleier zu sehen ist, knüpft sich das gute Leben im Luxus, ein Leben mit Kaschmir-Pullovern, PanAm-Flügen und Kindercocktails in Hotels, in denen Quintana unterkam, wenn die auch als Drehbuchautoren tätigen Eltern zu einem Film-Set reisten.

Doch die Angst der Mutter ist gleichfalls ein wiederkehrendes Motiv: »Nachdem sie geboren war, gab es keinen Moment mehr, in dem ich nicht Angst hatte.« Angesichts des allzu frühen Todes der Tochter stellt sich Didion die Frage nach dem eigenen Versagen mit der schmerzlichen Gewissheit, Fehler nie mehr gutmachen zu können. Eine mehrfach erwähnte Liste mit »Mamas Sprüchen«, die Quintana in der Garage aufgehängt hatte und auf der zu lesen war: »Putz dir die Zähne, kämm deine Haare und sei still, ich arbeite« spricht an dieser Stelle für sich.

Bei aller Intensität der Beschreibung bleiben blinde Flecken. Es dauert einige Zeit, ehe man begreift, dass Quintana adoptiert wurde. Dunkel bleibt, warum sich der Kontakt zwischen ihr und ihrer »biologischen Familie« nach einer Phase der Annäherung wieder völlig verloren hat, in welchem Verhältnis Didion heute zu dieser Familie steht. Auch die Frage nach dem Trost der Religion lässt Didion offen, obwohl kirchliche Riten mehrfach erwähnt werden.

Doch es ist gerade dieses Umkreisen von Leerstellen und das Eingeständnis, dass das Unfassbare nicht zu erklären ist, woraus *Blaue Stunden* seine Wirkung bezieht. Selbstmitleid findet man hier nicht, stattdessen eine fast physisch wahrnehmbare Kraft des Wortes noch an Stellen, an der die Stimme der Erzählerin fast zu brechen scheint. Manchmal auch die Bitterkeit, die einer schonungslosen Erkenntnissuche geschuldet ist: »Wie wenig ich den Augenblick genoss, als er da war, ist noch etwas, das zu sehen ich mir nie erlaubt hatte.« Joan Didion, deren Reportagen und Essays stets zwischen subjektiven Eindrücken und einem Ringen um Objektivität oszillieren, der das Schreiben stets als einzig gültiges Instrument einer Selbst- und Weltvergewisserung dient, hat ein tief erschütterndes Buch geschrieben, dessen Wahrheit man sich nicht entziehen kann. ■■■■